



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Hamilton de Holanda: Casa de Bituca; Hamilton de Holanda (mandolin), Gabriel Grossi (harm), Daniel Santiago (g), Milton Nascimento (voc), André Vasconcellos (b), Marcio Bahia (dr); MPS/Edel CD + DVD

Brasilien hat momentan nicht viel zu lachen, desolater kann Politik kaum sein. Musik soll für gute Laune und vieles mehr sorgen. Wenn Hamilton de Holanda die zehnsaitige Konzertmandoline zupft, tut sich in der Tat eine Welt auf, in der es harmonischer, gesünder, ausgeglichener zugeht. Nach „Samba de Chico“ (2016) feiert die neue CD den legendären Sänger und Songschreiber Milton Nascimento zu seinem 75. Geburtstag. Mutterseelenallein in Frankreich 2002 habe ihn Miltons Album „Angelus“ gerettet, sagt Hamilton.

Foto: Bento Viana

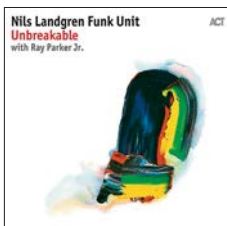


die besondere Magie, wie aufsteigender Nebel über der Bucht von Guarnabara. Immer ein besonderes Erlebnis sind Hamiltons unbegleitete Soli, hier ein „Lied von Amerika“.

Mit „Vera Cruz“ und „Travessia“ wagt er sich an zwei weitere Klassiker Miltons – wie alles beflügelt von einem unnachahmlichen Offbeat-Spiel der Band. Hamilton de Holanda ist unfähig, Mittelmäßiges abzuliefern; um die Mandoline rankt sich jetzt ein Quintett-Klang, an dem der Mann an der Mundharmonika wichtigen Anteil hat. Das Finale heißt „Guerra e Paz“ („Krieg und Frieden 1“). Milton Nascimento phänomenal im Chor mit sich selbst singend, ist eines der Highlights. Ergänzt wird das Album durch eine DVD, die in wunderschönen Schwarzweißbildern die Aufnahmesession inklusive Gastspiel von Milton Nascimento dokumentiert.

Karl Lippegaus

Hamilton de Holanda (links) neben Brasil-Popstar Milton Nascimento



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Nils Landgren Funk Unit: Unbreakable; Nils Landgren (tb, voc), Magnum C. Price (b, voc) u. a.; Gäste: Ray Parker Jr. (g), Randy Brecker, Tim Hagans (tp); Act/Edel

25 Jahre – und noch immer unkaputtbar („unbreakable“). Neben all seinen anderen Projekten hat „Mr. Redhorn“ Nils Landgren sich die Funk Unit stets als festes Standbein bewahrt und sie als eine der besten europäischen Bands des Genres etabliert. Eine Institution. Zum Jubiläum braut er aus eigenen und fremden Zutaten – von Allen Toussaint, Herbie Hancock oder Marvin Gaye – wieder ein feines Funk-Süppchen zusammen, zu dem er noch Gastköche von früheren Gelegenheiten eingeladen hat. Pumpende Grooves, klasse Vokal- und scharfe Bläsesätze, „Old School“-Funk ohne Mätzchen. Oder, wie es im gleichnamigen Song heißt: „no preservatives“.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Timuçin Sahin, Flow State: Nothing Bad Can Happen; Timuçin Sahin (el-g), Cory Smythe (p), Christopher Tordini (b), Tom Rainey (dr); Between the Lines/In-akustik

Der in New York lebende türkische Avantgardist Timuçin Sahin spielt eine Doppelhalbgitarre (sechs-/siebensaitig, mit/ohne Bünde) wie John McLaughlin, doch er klingt wie niemand sonst. Vom Rock kommend studierte er Jazzgitarre, klassische Komposition und fand irgendwo zwischen Sonny Sharrock und Fred Frith seine eigene Nische: Filigran experimentiert er mit unorthodoxen Anreiß- und Dämpftechniken, Klangflächen und Splittersounds. Dem ansonsten akustischen Quartett verleiht der gestandene Improvisator Tom Rainey rhythmische Offenheit und perkussive Farben. Ein leises Abenteuer – man muss sich aber drauf einlassen.

Berthold Klostermann

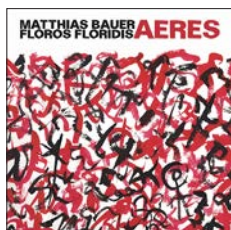


Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Arkady Shilkloper, Vadim Neselowskyi: Lustrum; Arkady Shilkloper (horn), Vadim Neselowskyi (p); Neuklang/In-akustik

Treffen sich ein Russe und ein Ukrainer und spielen klassisch-romantisch inspirierten Kammerjazz – das ist nicht nur wegen des Konflikts zwischen ihren Ländern bemerkenswert. Pianist Vadim Neselowskyi aus Odessa lernte Arkady Shilkloper als Hornisten des famosen Moscow Art Trios kennen. Gemeinsamer musikalischer Nenner der beiden sind die Vokal- und Choraltraditionen ihrer Heimat, die noch in manchen Stücken nachklingen („Songs My Parents Sing“). Einfallsreich und hochvirtuos lässt Shilkloper alle technische Begrenzung seiner Hörner (French-, Alp-) vergessen und ergänzt sich ideal mit seinem Partner. Ein Gedicht.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

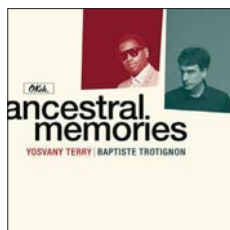
Matthias Bauer, Floros Floridis: Aeres; Matthias Bauer (b), Floros Floridis (as, cl, b-cl); Jazzwerkstatt

Von dem griechischen Philosophen Aristoteles stammt die Lebensweisheit: „Wir können den Wind nicht ändern, aber die Segel anders setzen.“ Die CD „Aeres“ macht uns mit den unterschiedlichen Windarten bekannt. Die Kompositionen des Bassisten Matthias Bauer und des Holzbläusers Floros Floridis lassen uns mit eindrucksvollen Klängen die Naturereignisse nachempfinden. Dafür bringen die beiden Musiker, die sowohl im Avantgarde Jazz wie auch in der Neuen Musik zum Pool kreativer Protagonisten gehören, die besten Voraussetzungen mit.

Das Thema „Bora“, mit dem die abenteuerliche Musik des Duos beginnt, wird von Floros Floridis' abstrakten, auf dem Altsaxofon gespielten Motivfragmenten bestimmt. Im stürmischen Verlauf der Improvisation erfolgt mitunter ein besinnliches Innehalten, bis sich die nächsten böigen Sequenzen entladen. Mit bedächtigen Bassläufen und aparten Tonfiguren sorgt Matthias Bauer für einen soliden Untergrund. Der speziell im Alpenvorland auftretende Föhn ist ein warmer Fallwind, der bei empfindlichen Menschen ein Sammelurium von physischen und psychischen Irritationen hervorrufen kann. Beim gleichnamigen Titel des Duos entlädt sich dieses Geschehen in heftigen Interaktionen zwischen dem Saxofonisten und dem Bassisten, die zu einer Fülle dramatischer Motivfolgen führen.

Die warme Strömung des „Levante“, der sich im Mittelmeerraum zwischen Nordafrika und der spanischen Südküste formiert, wird von Floridis in impressionistischen Klarinetten-Diskursen nachvollzogen. In „Passat“ vereinigen sich gestrichene Basspassagen mit Altsax-Sounds zu einem träge dahinfließenden Fluss. Eigentlich ist der „Scirrocco“ ein heißer Wüstenwind, der jedoch in der coolen Improvisation des Duos eine Abkühlung erfährt. Dieses Thema lässt ihre avantgardistischen Windgeschichten ausklingen.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Yosvany Terry, Baptiste Trotignon: Ancestral Memories; Yosvany Terry (as, ss), Baptiste Trotignon (p), Yuniory Terry (b), Jeff „Tain“ Watts (dr); Okeh/Sony

Allein in diesem Jahr ist dies bereits das dritte Album, an dem der französische Pianist Baptiste Trotignon als Duopartner oder Co-Leader mitwirkt. Nach Aufnahmen mit dem argentinischen Perkussionisten Minino Garay („Chimichurri“, Okeh/Sony) und der amerikanischen Mezzosopranistin Kate Lindsey („Thousands of Miles“, Alpha/Outhere) trifft er jetzt den kubanischen Saxofonisten Yosvany Terry – nicht im Duo, sondern in einem gemeinsamen Quartett.

Terry, der heute in New York lebt, ist in der dortigen Jazzszene zu Hause. In seiner Musik scheint stets der afrokubanische Background durch, doch dank eines Frankreich-USA-Austauschstipendiums schlägt er jetzt den Bogen weiter, um Musiktraditionen nachzuspüren, „die sich aus der afrikanischen Diaspora in den USA und den einst französischen Kolonien in Amerika entwickelt haben“. Minino Garay empfahl ihm Trotignon als französischen Partner; Terrys Bruder Yuniory (Bass) und Top-Drummer Jeff „Tain“ Watts komplettieren eine Gruppe, die nicht als Percussion-lastige Afro-Caribbean Band, sondern als zeitgemäßes Acoustic Quartet daherkommt.

Zwar knüpfen die Stücke – je zur Hälfte aus Terrys bzw. Trotignons Feder – an afrokubanische Rhythmen an, doch werden diese eher swingend aufgefasst. Im Opener „The Call“, der auf dem guten alten Ruf-Antwort-Schema basiert, hält das Klavier dem „call“ des Altsax rhythmisch pointierte Figuren als „response“ entgegen. Als augenzwinkernde Antwort auf Cole Porters „Begin the Beguine“ darf man wohl „Basta la Biguine“ verstehen; hinter „Hymn“, das wie eine Ballade klingt, verbirgt sich ein Rufgesang aus Martinique. Der Groove von „French Quarter“ führt geradewegs in die Second Line einer Straßenkapelle von New Orleans, und was hier den Schluss bildet, steht historisch am Anfang all dieser Exkursionen: die Opfer des Sklavenhandels („Lost Souls“).

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Joe Lovano, Dave Liebman: Compassion – The Music of John Coltrane; Dave Liebman (ts, ss, fl), Joe Lovano (ts, fl), Phil Markowitz (p), Ron McClure (b), Billy Hart (dr); Resonance

Es gab eine Zeit vor den „Tribute“-Alben, doch die ist längst vorbei und die Hommage aus dem Jazz nicht mehr wegzudenken. Jetzt die gute Nachricht: Liebman & Lovano spielen nicht nur hervorragend die Instrumente, die auch ihr Guru Coltrane so meisterhaft beherrschte; beide sind ihm das ganze Leben lang dicht auf den Spuren. Lovano machte vor Jahren ein brillantes Album unter dem Titel „Mostly Coltrane“, und Liebman scheint sowieso dauernd im inneren Dialog mit Trane.

Für dieses Album zum 50. Todestag wählten sie sieben seiner interessantesten Kompositionen, hauptsächlich aus der Zeit, als Coltrane bei Atlantic Records war. Zweite gute Idee: einen Pianisten namens Phil Markowitz einzuladen, der viel Gutes mit Chet Baker machte. Einmal ist dieses Coltrane-Album orientiert an der um 1960 entstandenen Musik, andererseits unverkennbar Jazz anno 2017. Coltranes ganzes Œuvre aus zehn Jahren befand sich in einem permanenten Zustand des Übergangs, der Transformation, und dieses vitale Element reflektiert auch „Compassion“, was man vielleicht als „Mitgefühl“ übersetzen könnte.

Die ersten sechs Minuten sind umwerfend, eine neue „Tenor Madness“ bahnt sich an. Mit „Locomotion“, einem Thema aus „Blue Train“, wie auf dem fliegenden Teppich trommelt der unentbehrliche Billy Hart. Das fast neunminütige „Olé“ ist anfangs ein Flötendialog, eher Japan als Andalusien anpeilend, worauf Markowitz vorbereitet auf eine Ekstase à la Mingus' „Tijuana Moods“. Liebman verströmt eine starke Emotion am Tenor in „Equinox“. Das 17-minütige „Compassion“ beginnt mit einem vierminütigen Drum-Intro, bevor Liebman jenes multifoniale Spiel anwendet, aus Tranes später Phase, das Lovano animiert, eine neue Sax-Konstruktion namens Aulochrome vorzuführen – sozusagen das Fenster ins All.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

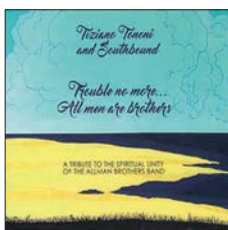
Chick Corea: The Musician; Chick Corea, Herbie Hancock (p), Gary Burton (vib), Wynton Marsalis (tp), John McLaughlin (g), Bobby McFerrin (voc); Concord/Universal (3-CD-Set)

Von Chick Coreas rekordverdächtiger Feier anlässlich seines 70. Geburtstags hatte man schon läuten hören: Über einen Monat lang gastierte er im New Yorker Blue Note und gab dort 48 verkaufte Konzerte mit zehn Ensembles und 27 Musikern. Ein knappes Jahr nach dem 75. erscheint nun eine gut dreistündige Auswahl von Highlights des Ereignisses als 3-CD-Set voller exzellenter Live-Mitschnitte (auch als Deluxe-Ausgabe im Hardcover-Buch mit Blue-ray-Filmdokumentation erhältlich). Das Ergebnis ist ebenso sehr Werkschau wie musikalisches Porträt des Geburtstagskinds.

„Der Musiker“, wie Corea sich im Albumtitel ganz uneitel nennt, nimmt seine Hörer mit auf eine – keineswegs lineare – Zeitreise durch vier Jahrzehnte seiner Karriere, und doch ist an keiner Stelle auch nur ein Hauch von Nostalgie zu spüren, so frisch, so spielfreudig, so engagiert gehen er und seine zahlreichen Weggefährten ans Werk. Speziell für den Anlass wiedervereinigte Gruppen wie Return to Forever (hier „unplugged“ und mit Frank Gambale statt Al Di Meola), die Elektric Band oder auch die 2011 noch vergleichsweise aktuelle Five Peace Band (mit Co-Leader John McLaughlin) geben sich ebenso ein Stelldichein wie Coreas mal mehr, mal weniger langfristige Duopartner Gary Burton (mit Streichquartett), Bobby McFerrin und Herbie Hancock.

Doch es gibt auch überraschende Konsellationen, etwa wenn Wynton Marsalis mit Corea und dem Mainstream-Pianisten Marcus Roberts den Blues spielt. Für eine Hommage an Miles Davis tut sich ein Quintett aus Ehemaligen zusammen, die zu verschiedenen Zeiten dessen Bands angehörten, und wenn Corea seinem Flamenco-Faible frönt, hört man zum ersten Mal in seiner Umgebung die Sängerin Concha Buika.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Tiziano Tononi and Southbound: Trouble no more... All men are brothers; Tiziano Tononi (dr, perc), Emanuele Passerini (ss, ts), Piero Bittolo Bon (as, b-cl, fl) u. a.; Longsong (www.longsongrecords.com)

Als Elfjähriger bekam Tiziano Tononi aus Mailand sein erstes Schlagzeug. Drei Jahre später sah er in einem alten Kino „zweimal hintereinander“ den Film über das Woodstock-Festival, hingerissen von Santana-Drummer Michael Shrieve. Dem britischen Blues und Art-Rock frönend kam Tononi auf Muddy Waters und Robert Johnson. 1980 formierte er seine heute noch bestehende Band Nexus, die sein Interesse an Ornette Coleman reflektiert. Zu Andrew Cyrille, dem Ex-Drummer Cecil Taylors, der häufig in Italien tourte, entwickelte sich eine enge Freundschaft. Tononi wurde die treibende Kraft hinter dem Italian Instabile Orchestra.

Etliche gelungene „Tribute“-Alben, die er Don Cherry, John Coltrane, Albert Ayler und Rahsaan Roland Kirk widmete, basieren auf Tononis Konzeption einer Synthese aus vielen Sprachen, sein lauter, mächtiger Sound erinnert stark an Elvin Jones. In „Blindlings“ schreibt Claudio Magris: „Die Reise ist der Beginn der Rückkehr“ – ähnlich ist es mit dieser neuen CD, einer glühenden Hommage an die Allman Brothers; speziell zum Blues sei er immer wieder zurückgekommen, sagt Tononi. Das Album „Brothers And Sisters“ animierte den Italiener einst, der Südstaaten-Band durch alle Höhen und Tiefen zu folgen. Er vergleicht sie mit einem schlauen alten Tier, das sich umsichtig durch den Dschungel unserer Zeit bewegt.

Mit dem neuen Oktett reflektieren sie über die vielen Einflüsse, die durch Stücke wie „Whipping Post“ strömten: Miles, Coltrane, Hendrix, The Grateful Dead. Tiz wäre nicht Tiz, wenn daraus nicht etwas Eigenes entstünde. Zartbesaitet sind sie nicht, die Holzbläser, und statt der Orgel wird ein Akkordeon eingesetzt. Zu den Entdeckungen hier zählen der Geiger Emanuele Parrini und die Sängerin Marta Raviglia. Kaum war die Platte erschienen, erreichte uns die traurige Nachricht vom Tod Gregg Allmans.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

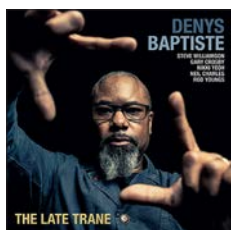
Wynton Kelly Trio/Wes Montgomery: Smokin' In Seattle: Live At The Penthouse; Wynton Kelly (p), Wes Montgomery (g), Ron McClure (b), Jimmy Cobb (dr); Resonance Records/H'Art

Wenn es eine Trophäe in Edelmetall für exzellente Wiederveröffentlichungen gäbe, wäre das Team von Resonance Records die richtige Adresse. Schon in der Vergangenheit haben Produzent Zev Feldman und Soundengineer George Klabin dafür gesorgt, dass wichtige, bislang nicht auf Tonträgern vorliegende Jazz-Ereignisse in klangtechnisch hervorragend restaurierter Form zugänglich wurden, darunter auch Aufnahmen von Wes Montgomery.

Mit „Smokin' In Seattle“ ist jetzt ein weiteres Highlight mit einem Live-Auftritt des einflussreichen Gitarristen erhältlich, der im Frühjahr 1966 im Penthouse, einem Club in Seattle, Washington, mitgeschnitten wurde. Begleitet wurde Montgomery von dem Pianisten Wynton Kelly, mit dem er schon zuvor zwei Platten für die einsame Insel einspielte („Full House“, „Smokin' At The Half Note“). Auf musikalisch vergleichbar hohem Niveau ist auch die Penthouse-Session, bei der Montgomery auf fünf Titeln mitwirkt und die restlichen vom Wynton Kelly Trio bestritten werden. Dieser hatte seine ersten Jobs im belebenden Rhythm' & Blues-Umfeld, wo er lernte, schnell zur Sache zu kommen.

An Stelle eines ausdruckslosen Akkordgeplänkels ist bei ihm die Konzentration auf die vitalisierenden Kräfte des Jazz mit swingenden, von Gospel- und Blues infizierten Bop-Linien wie in dem Standard „There Is No Greater Love“ grundlegend. Das entsprach exakt Montgomerys Vorstellungen. Seinen charakteristischen Gitarren-Sound, den er in Originals wie „Jingles“ und „West Coast“ ebenso wirkungsvoll einsetzt wie in der Bossa-Nova-Nummer „O Morro Não Tem Vez“, erzielte er ohne ein Plektrum. Stattdessen schlug er die Saiten mit dem Daumen seiner rechten Hand an, wodurch das weiche Klangbild entstand. Hinzu kam, dass er seine Soli mit originell eingesetzter Oktavtechnik würzte und die daraus resultierenden Motive als Spannungselement nutzte.

Gerd Filtgen



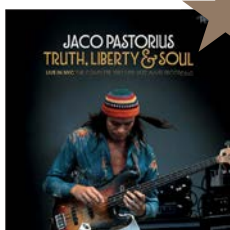
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Denys Baptiste: The Late Trane; Denys Baptiste (ts, ss); Nikki Yeoh (p, keys); Neil Charles (b); Rod Youngs (dr), Steve Williamson (ts); Edition

Acid-Jazz war mal ein britisches Clubphänomen, bei dem sogar Keith Tippett in die Tasten griff. Einen Sommer lang, ehe man begriffen hatte worum es ging, dann war auch wieder Schluss. Im Kielwasser dieser Mode wurden kurzzeitig Bands populär, die sich auf Alben wie „Explorations“ von Dr. Lonnie Liston Smith beriefen und Reggae-Beats einbauten. Ende der 90er-Jahre bekam der Londoner Saxofonist Denys Baptiste (ein Absolvent der Guildhall School, die Band hieß Tomorrow's Warriors) einige große Preise, unter anderem den Mercury. Doch die „Ikone des britischen Jazz“ (Time Out) machte nur alle Jubeljahre mal ein Album. 2003 zog „Let Freedom Ring“, mit der Vertonung einer Rede von Dr. Martin Luther King und einer Rezitation des afrikanischen Autors Ben Okri, einige Aufmerksamkeit auf sich. Jazz sollte endlich wieder tanzbar sein, aber auch politisch engagiert, und so weiter.

Denys Baptiste, dessen Eltern aus der Karibik stammen, arbeitete mit dem großen südafrikanischen Pianisten Bheki Mseleku, und ihr Interesse an Coltrane war eine starke Verbindung. Jetzt erscheint zum 50. Todestag Tranes von Denys Baptiste: „The Late Trane“. Die letzte Periode von 1963-67 habe ihn immer besonders fasziniert, von Alben wie „Crescent“ bis hin zu „Sun Ship“, sagt Baptiste. Als „zeitgenössisch, vielschichtig und höchst eingängig“ bezeichnet das Label Edition seine Musik. Da liegt das Problem von „The Last Trane“, in der „Eingängigkeit“. Baptiste übernimmt Gesten, aber keine Inhalte. „Ich lebe, um vertrautes Material auf ungewöhnliche Weise zu präsentieren. Damit unser Publikum diese großen Songs mit frischen Ohren erlebt.“ Doch gerade das Ungewöhnliche im Werk des späten Trane wird drangvoll verwässert. Was mit „Dusk Dawn“ recht vielversprechend beginnt, entpuppt sich als rasch abbrennendes Strohfeuer. Nur „Neptune“, ein kurzes funkensprühendes Duett mit dem Tenoristen Steve Williamson, hebt sich vom Rest des Albums deutlich ab.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Jaco Pastorius: Truth, Liberty & Soul – Live in NYC: The Complete NPR Jazz Alive Recording; Jaco Pastorius and the Word of Mouth Big Band; Resonance/H'art, 2 CDs

Das auf das Hieven versunkener Schätze spezialisierte Resonance-Label hat sich mit dieser Veröffentlichung selbst übertroffen. Zev Feldman gelang es, nach sechs Jahren juristischen Tauziehens die Rechte an einem Mitschnitt von NPR und von Warner Brothers zu bekommen. Noch nie in voller Länge zu hören war dieses Konzert, das Jaco Pastorius mit Orchester bei einem Festival in New York 1982 gab. Es war nur diese eine Nacht, aber wie der Trompeter Randy Brecker sagt: „It's New York. First rate!“

Jacos 2. Soloalbum „Word of Mouth“ war 1981 ohne Angaben über Besetzung usw. bei Warner Brothers erschienen. Der 30-jährige Wunderbassist stürzte sich Hals über Kopf ins Abenteuer einer monumentalen 20-köpfigen Big Band. Pastorius erfand einen Sound, unter anderem mit Waldhorn und Steel-Drums, er schrieb Tag und Nacht fast das gesamte Repertoire und arrangierte. Nach dem ersten Staunen fällt auf, dass die Stücke oft ein Drittel bis doppelt so lang sind wie auf „Word of Mouth“ und „Invitation“, dem 2. Album für Warner zur Japan-Tournee 1983, danach war Schluss. Es hatten vorher Konzerte in San Francisco, Los Angeles und Chicago stattgefunden, aber die anders besetzte New Yorker Band besticht durch besondere Inspiration.

In nur sechs Jahren hatte er mit seinem Fretless Bass Weltruhm erlangt. Hier erleben wir sein Traumorchester, auf einer riesigen Welle surfend, bevor sie bricht. Jaco wird begleitet von einer grandiosen Big Band, während Solisten wie Bob Mintzer, Randy Brecker und Toots Thielemans an der Mundharmonika für großes Hörkino sorgen. Der Jubel nach „Reza/Giant Steps“ gilt der brillanten Komposition, die in einen erstaunlichen Erskine/Jaco-Dialog gipfelt. Die Band bestand aus Profis, die in Rekordzeit eine komplizierte Musik probten, ihr Leben einflößten, einen Soundcheck absolvierten. Und ein phänomenales, über zweistündiges Konzert gaben. Bob Mintzer

Legende des E-Bass: Jaco Pastorius

vergleicht das Feeling im Orchester mit einer Boeing 747, die auf einen zufliegt. Peter Erskine zeigt, welch ein phänomenaler Big-Band-Drummer in ihm steckt. Klangtechnisch ist es die bisher beste Resonance-Platte, was auch am Toningenieur Paul Blakemore liegt, der das Konzert '82 aufnahm und für das vorliegende Doppelalbum neu abmischte.

Seinen Auftritt in der akustisch kniffligen Avery Fisher Hall des Lincoln Centers gestaltete Jaco wie einen Hörfilm über sein Leben. Die unterschwelligen Bedeutungen auf „Truth, Liberty & Soul“ sind so zahlreich, dass man ein Buch darüber schreiben könnte. Ein wesentlicher Punkt ist, dass Jaco seinem Vater gefallen wollte, einem Nachtclub-Crooner, der sein Draufgängertum in Fantasien von Frank Sinatra auslebte. Halsbrecherisch schnell ertönt als Oper Bronislaw Kapers Seduktionsballade „Invitation“. Jaco wollte dem Vater, den er kaum sah und kaum kannte, mit seiner Musik imponieren. Und dabei innerlich den Phantomen von Hendrix, Miles und Coltrane nachjagen. Das Surfbrett des Kids, das durch „Liberty City“ in Miami driftete, war der abgewetzte Fender-Bass, aus dem er die Bünde montiert hatte, auf der Suche nach seinem Sound. Ein Meisterwerk wie „Three Views Of A Secret“ ist so, wie er war: himmelhochjauchzend, überschäumend, neugierig, clever und komplett unberechenbar. Dieser Abend in der Avery Fisher Hall wurde ein großer Triumph für den Künstler, der für immer 35 Jahre alt bleiben wird.

Karl Lippegaus

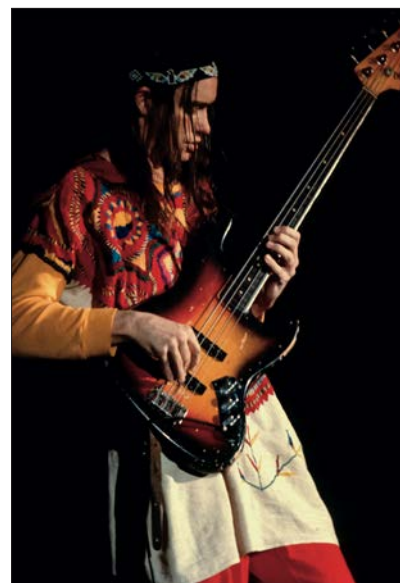
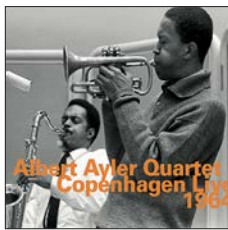


Foto: Tom Coppi



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

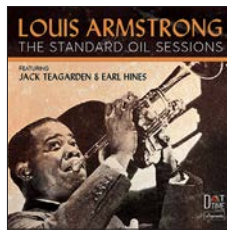
Albert Ayler Quartet: Copenhagen Live 1964; Albert Ayler Quartet; Hatology/Outhere Music

Kaum einmal ist das Saxofon so sehr Stimme gewesen wie bei Albert Ayler. Nie verbiegt er sich ins Gekünstelte. Ganz unverstellt, verletzlich. Selbst in höchster Aggressivität klingt das fragil, brüchig. Von virtuoser Eleganz keine Spur. Selbst das Vibrato verzittert. Und dann diese Band: Don Cherry, als Wahlverwandter einer zutiefst emotionalen Klangsprache auf dem Kornett. Nicht zu vergessen Gary Peacock am Bass, der hier sowohl mit dem Bogen als auch gezupft übermenschlich gut spielt! Und schließlich Sunny Murray am Schlagzeug mit tänzelnd zischenden Becken. Alle zusammen im Club Montmartre in Kopenhagen im September 1964.

Die Geschichte ist bekannt: Ayler war damals mit seiner Truppe auf Europa-Tournee und wurde mitgeschnitten. Daraus entstanden mehrere Alben. Am berühmtesten: die Hilversum Sessions. Auch in Kopenhagen legen die ersten Töne die Latte verdammt hoch: Das Ensemble atmet Freiheit. Aber es ist eine Freiheit, die Themen ausbuchstabiert und ausformuliert, nichts verkommt zur puren Geste. Natürlich ist das existenzielle Musik. 1959 hatte sich Ayler bei einem Frankreich-Trip in Europa verguckt. Drei Jahre später siedelte er nach Schweden über. In Amerika fühlte er sich missverstanden. Erst Mitte der 1960er-Jahre taucht er in den wesentlichen Clubs in Greenwich Village auf. Er bleibt ein Outsider (wie sein geistiger Bruder Ornette Coleman).

Anfang der 1960er hatte ein Veranstalter Ayler in Stockholm noch von der Bühne geschmissen, als er sich die Seele aus dem Leib spielte. Jetzt in Kopenhagen ist die Zeit reif für seine Musik! Das Publikum geht begeistert mit. Hier mischt er Spirituals („I Feel Like a Motherless Child“) mit eigenen Themen. 2002 kam die Aufnahme schon einmal heraus. Jetzt ist sie von Peter Pfister mitsamt allen Blessuren schön remastert worden. Der Rest ist Energie und pure Expressivität.

Tilman Urbach



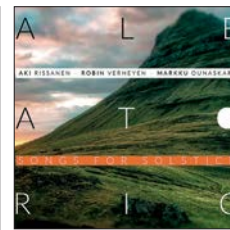
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Louis Armstrong: The Standard Oil Sessions; Louis Armstrong (tp, voc), Jack Teagarden (tb, voc), Lyle Johnson (cl), Earl Hines (p), Clancy Hayes (g) u. a.; Dot Time Records/H'Art

Im New Yorker Queens College wird ein bedeutender Fundus afroamerikanischer Musik aufbewahrt. Dabei handelt es sich um den Bestand unveröffentlichter Aufnahmen aus der Privatsammlung von Louis Armstrong. Bis zum Herbst 2018 werden unter dem Slogan Louis Armstrong Legacy Series vier Editionen bei Dot Time Records erscheinen. Bereits die erste Ausgabe „The Standard Oil Sessions“, die Louis Armstrong mit seinen All Stars 1950 in San Francisco für eine von der Industrie gesponserte Radio-Show aufnahm, erfüllt viele Erwartungen. Die trockenen Kommentare, die der Posaunist Jack Teagarden in Armstrongs Gesang in „Do You Know What It Means To Miss New Orleans“ einfließen lässt, werfen ein bezeichnendes Licht auf die heitere Atmosphäre der Session. Der rote Faden bei diesem Projekt bestand offenbar darin, den vitalen Sound des traditionellen Jazz in Zeiten des Bebop zu dokumentieren. Bereits einige Zeit zuvor hatte Armstrongs geschäftstüchtiger Manager Joe Glaser die Idee, eine All Star Band für den Trompeter zusammenzustellen. Wie Satchmo einmal diplomatisch resümierte, drückte er sich um diese Aufgabe aus folgendem Grund „Es gibt zu viele gute Musiker. Ich wollte mir keine Freundschaft verderben.“

Im vertrauten musikalischen Umfeld mit Teagarden und dem Pianisten Earl Hines schwingt sich Armstrong zu Glanzleistungen auf. Das demonstriert er in erprobten Stücken aus seinem Repertoire wie „Muskkrat Ramble“ und „Struttin' With Some Barbecue“. Sie klingen durch exquisite Trompeten-Einsätze, wobei in den Improvisationen einzelne Tonfolgen besonders hervorstechen, immer eine Spur anders. Ähnliches gilt für Jack Teagarden, der beim „Basin' Street Blues“ seinen sonoren Sprechgesang mit einem gefühlvollen Posaunensolo krönt, und den Pianisten Earl Hines, der in seinem rassigen „Boogie Woogie On St. Louis Blues“ flirrende Stadt-Impressionen reflektiert.

Gerd Filtgen



Musik
★★★
Klang
★★★★★

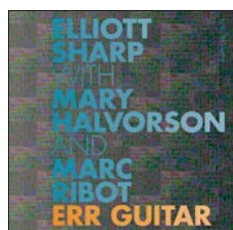
Aleatoric: Songs for Solstice; Aki Rissanen (p, prep-p); Robin Verheyen (ts, ss); Markku Ounaskari (dr); Eclipse Music

Wenn der Kontrabass im Piano-Trio mal durch ein Saxofon ersetzt wird, ändert sich vieles. Ein „hochmusikalischer und passionierter Pianist“ (Dave Liebman) wie der Finne Aki Rissanen (Jahrgang 1980) ist dadurch gefordert, radikal umzudenken. Dem Schlagzeug fallen neue melodische Möglichkeiten zu. Der Belgier Robin Verheyen, ein passionierter junger Tenor- und Sopransaxofonist, hat fast alle Stücke für die Sonnenwende geschrieben. Die Kraft in der Verkleinerung: einfache Basiselemente wie die ruhige Pendelbewegung in „Insomnia“ generieren komplexe Formen. Wie Kinder, die wie im Traum über Trittsteine im Fluss hüpfen – glücklich am anderen Ufer, verfallen sie in einen wilden Gesang.

Die Vielartigkeit der Formen ist das eine, der Sinn für subtile Dramatik und Abstraktion das andere. Ein Höhepunkt des Albums ist die Ballade „Riverly/Reflections“, die in eine freie Meditation über Scriabins Prélude op. 13 Nr. 1 mündet. Durch das Fehlen des Kontrabasses klingt alles noch transparenter; geschickt spielen die Musiker mit diesen Freiräumen. In einem Solo-Feature für den erstaunlichen Markku Ounaskari bringt dieser uns in „Celestial Spheres“; wie in einem Hochgeschwindigkeitszug geht es von Finnland bis ins alte Japan und zurück. „Bird Vision“ aus der Feder des Pianisten, der mal bei John Taylor in Köln studierte, bleibt über weite Strecken einem hitzigen Schlagzeug/Sopransaxofon-Duett überlassen. Bis Rissanen am präparierten Klavier eingreift, weiter beschleunigt, einen Sog entwickelnd wie ein Strudel.

Aleatoric haben einen Deal mit dem Zufall, alles ineinander Gewobene scheint einem unsichtbaren Plan zu folgen. „Songs for Solstice“ ist mit knapp über 40 Minuten rasch vorbei, aber in der relativ kurzen Zeit passiert eine ganze Menge.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Elliott Sharp with Mary Halvorson and Marc Ribot: Err Guitar; Elliott Sharp, Mary Halvorson, Marc Ribot (g); Intakt Records/Harmonia Mundi

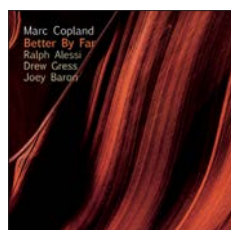
Die Ausdrucksvielfalt des umtriebigen New Yorker Multiinstrumentalisten Elliott Sharp überträgt sich auf seine diversen Gitarren. Auf ihnen kreiert er zarte Töne, melodische Fragmente und Schichtungen ebenso selbstverständlich wie brachiale Klanggewitter. Die oft experimentell erarbeiteten Strukturen seiner Kompositionen klingen wie Wegweiser in avantgardistische musikalische Regionen.

Für „Err Guitar“ lud er mit Mary Halvorson und Marc Ribot zwei ähnlich experimentierfreudige Gitarristen ein. Zu Sharps zehn mit dem jeweiligen Partner kreierten Duo-Aufnahmen stießen mit „Blindspot“ und „Kernel Panic“ noch zwei erst später im Studio realisierte Trio-Einspielungen dazu, in die Halvorsons Beitrag nachträglich eingefügt wurde. Fast jede der Kompositionen, die Sharp gemeinsam mit den Protagonisten erarbeitete, verschaffen unbegrenzten Raum, sich miteinander auszutauschen.

Was Mary Halvorson von Legionen anderer Gitarristen unterscheidet, ist die Konsequenz, mit der sie ihre musikalische Ausdrucksform entwickelte und diese ständig in vielen Projekten mit musikalischen Weggefährten erweitert. Wie in dem mit scharfen, glasklaren Motiven und ungewöhnlichen Akkorden angereicherten „The Ship I Am On“ oder den beiden Parts von „Sequola“ – im Duo mit Elliott Sharp – finden sich keine Zitate von Gitarristen aus der Traditionslinie des Jazz.

Bei den Duos mit Marc Ribot lassen dessen verzerrte Gitarren-Sounds und metallische Töne in Stücken wie „Sinistre“ und „Oronym“ keinen Zweifel daran aufkommen, dass der gleichermaßen im Jazz- und Pop-Bereich aktive Künstler keine abstrakt klingenden Sound-Kombinationen scheut. Jedes der von Elliott Sharp initiierten Stücke wird offenbar von ihm und seinen Mitstreitern als Lockruf für einen ungewöhnlich verlaufenden Soundtrip zwischen Jazz-Avantgarde und Neuer Musik verstanden.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

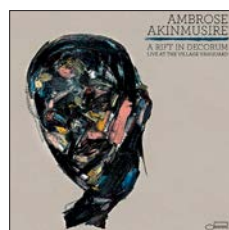
Marc Copland: Better by Far; Marc Copland (p), Ralph Alessi (tp), Drew Gress (b), Joey Baron (dr); Inner Voice Jazz

Er ist ein „musicians’ musician“ und wird es wohl bleiben, der Pianist Marc Copland – von Kollegen hochgeschätzt, vom Publikum eher übersehen. Keine Geringeren als John Abercrombie und Gary Peacock zählen zu seinen langjährigen Partnern. Seine Laufbahn begann er als Saxofonist, verlegte sich dann aber ganz aufs Klavierspiel im harmonisch reichen Fahrwasser eines Bill Evans und Paul Bley. Seine Diskografie als Leader zählt gut drei Dutzend CDs; mit dem Quartettalbum „Zenith“ stellte er letzters sein eigenes Label vor.

Ob das Nachfolgewerk „Better by Far“ tatsächlich „um vieles besser“ ist – sei’s drum! Es tritt dasselbe Quartett an, und mit ihm hat Copland in Sachen Ensemblebildung allemal einen Zenit erreicht. Kontrabassist Drew Gress, der feinstmotorische Rhythmiker Joey Baron und er selbst sind alte Weggefährten, zusammen derzeit im John Abercrombie Quartet. In Coplands Zenith Quartet, wie es sich einfach nennt, werden sie durch den meisterhaften Trompeter Ralph Alessi verstärkt – jeder ein renommierter Solist, im Zusammenspiel aber stets bereit, sich dem Ganzen unterzuordnen.

In fünf Copland-Originals, darunter zwei Walzer („Gone Now“, „Dark Passage“), sowie einer Version von Monks „Epistrophy“, die genüsslich mit dessen Ecken und Kanten spielt, legen Gress und Baron eine rhythmische Spur voller Drive, über der Alessis Trompete schier abheben kann, während Copland das Geschehen mit farbigen Harmonien anreichert. Gleich mit dem Opener „Day and Night“, dessen Terzintervalle an „Night and Day“ erinnern, steigen sie enorm swingend ein, um in „Better by Far“ die Kunst der Ballade zu zelebrieren. Drei Gruppenimprovisationen zeigen, wie die vier mit minimalen Absprachen, aber einem Höchstmaß an Zuhören und Reagieren Melodie, Struktur und Swing erreichen – auch wenn ein Stück schon mal augenzwinkernd fragt: „Who Said Swing?“

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Ambrose Akinmusire: A Rift In Decorum ... Live At The Village Vanguard; Ambrose Akinmusire (tp), Sam Harris (p), Harish Raghavan (b), Justin Brown (dr); Blue Note/Universal 2 CD

Auf der Bühne des New Yorker Village Vanguard standen fast alle wichtigen Musiker. Daran hat sich erfreulicherweise wenig geändert, auch Ambrose Akinmusire unterstreicht dies, begleitet von einem hervorragenden Quartett, eindrucksvoll, wie die Doppel-CD „A Rift in Decorum“ zeigt. Der Trompeter versteht es glänzend, mit 14 Originals und deren Auslegungen die Strahlkraft afroamerikanischer Musik mit neuen Ideen zu fokussieren. Wie schon bei seinem Blue Note-Debüt „When The Heart Emerges Glistening“ (2011) beherzigte er offenbar auch bei der aktuellen Aufnahme sein Konzept, das er einmal schlüssig mit den Worten erklärte: „Bevor ich auch nur eine Note komponiere, lege ich erst den Titel fest. Ich brauche eine ganze Geschichte, um das Format für eine Komposition entwickeln zu können.“

Dieses Statement lässt sich schon in dem Eröffnungstück „Maurice & Michael (Sorry I Didn’t Say Hello)“ nachvollziehen, in dem sich die virtuose, jedoch nie seelenlose Technik des Trompeters in farbenreichen Improvisationen entlädt. Dazu passen Sam Harris’ Piano-Motive, in denen sich überraschende Klangereignisse mit reizvollen Motiven verbinden. In der Ballade „Moment In Between The Rest (To Curve An Ache)“ kreiert Akinmusire auf seinem Instrument Growl-Effekte, die von Duke Ellingtons Jungle Sound aus den wilden 1920er-Jahren bis hin zu den Eskapaden des Trompeters Lester Bowie im Art Ensemble Of Chicago führen. Fulminant gerät auch „Umteyo“, mit dem der Auftritt endet: Von einem sich ständig wiederholten Riff unterfüttert, rücken der Drummer und der Leader in den Fokus des Geschehens. Ein denkwürdiges Konzert, das die Magie legendärer Platten des Blue Note-Labels weiterführt.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

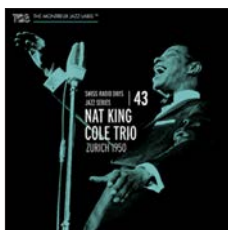
Oliva – Abbuehl – Hegg-Lunde: Princess; Stephan Oliva (p), Susanne Abbuehl (voc), Øyvind Hegg-Lunde (dr, perc); Vision Fugitive/harmonia mundi

In Programmen von Jazzfestivals stand früher hinter dem Namen des Akteurs immer das Herkunftsland. Demnach müsste jetzt aufleuchten: (F) Frankreich – (CH) Schweiz – (S) Schweden. Seit dem Jahr 2000, mit ein paar Konzerten pro Jahr, haben Oliva und Abbuehl ein Duo entwickelt, dessen Background unterschiedlicher kaum sein könnte.

Stephan Olivas Stil ist sehr mit Bill Evans und Lennie Tristano verbunden, aber auch aufs Kino zielt seine Jazzarbeit (Godard, Hitchcock, Film Noir). Susanne Abbuehl lernte klassischen Gesang bei Jeanne Lee verlernen, studierte klassischen indischen Gesang und überraschte mit ihrem vielbeachteten ECM-Debüt „April“ (2001) durch ihre Lyrikvertonungen von E. E. Cummings. „Sie gibt dem Jazz ein Leben jenseits immergrüner Standards“, schrieb Konrad Heidkamp in der „ZEIT“. Diskret agiert Øyvind Hegg-Lunde, dessen selbstlose Trommelkunst zu dieser ätherischen Musik passt.

Man könnte auf eine Produzentenidee tippen, Kompositionen von Jimmy Giuffre (und ein paar von Don Cherry) in Songformen zu verwandeln. Aber Susanne Abbuehls Vorstellungen von dem, was ein Song sein kann, sind weit gefasst. „Tree People“ ist ein mutiger Vorstoß ins Freie gleich zu Beginn, auch bei den anderen Stücken ist es erfrischend, mal nicht der AABA-Form der Broadway-Songs zu folgen. Mit langem Atem und unerschwerlicher Melancholie bewegt sich das Trio durch Tagtraum-Welten. Dezent auf Ravel anspielend holen sie das ferne Stimmengewirr des Lebens heran. Dann taucht eine vertraute Melodie auf: „Mopti“ von Don Cherry. Sich diesen Stimmungen und Versen hinzugeben lässt einen sogar vergessen, dass es hier um Jimmy Giuffre gehen soll(te).

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Nat King Cole Trio: Zürich 1950; Nat King Cole (p, voc), Irving Ashby (g), Joe Comfort (b), Jack Costanzo (perc); TCB/In-Akustik

Bereits als Zwölfjähriger spielte Nat King Cole (1919-1965) in der Kirche seines Vaters Piano und Orgel. An der High School fiel er durch seine an der rhythmischen und melodischen Konzeption von Earl Hines geschulten Pianistik auf. Dessen starke, den Bläsern nachempfundene Spielweise imponierte Cole. Kein Wunder, dass er Hines als eine seiner wichtigsten Inspirationen bezeichnete. Bevor sich der Twen so richtig bewusst wurde, welches Gold in seiner samtweichen Baritonstimme schlummerte, hatte er sich als Leader einer Instrumentalcombo und in zahlreichen Begegnungen mit Swing- und Bop-Koryphäen profiliert. Jedoch war er mit seinen lässigen Vokalversionen beliebter Evergreens so erfolgreich, dass er sich gegen Ende der 1940er-Jahre immer stärker auf sein Gesangstalent konzentrierte.

Bei seinem enthusiastisch gefeierten Auftritt im Kongresshaus Zürich im Herbst 1950 verspürte Cole aber offenbar mehr Freude daran, als Pianist im Mittelpunkt zu stehen. Sicher hatten ihn dazu die Musiker seiner ausgezeichneten Combo inspiriert: Den Anfang machte der Gitarrist Irving Ashby, der mit seinem Original „Nothing To Fret About“ bereits einen Vorgeschmack auf das Ereignis gab. Dazu zählen Nat King Coles originelle Improvisationen über Standards wie „Body and Soul“, „How High The Moon“ und „Summertime“, aber es gab noch weitaus interessantere Höhepunkte. Etwa die einfallsreiche Verknüpfung des Oldtime-Klassikers „St. Louis Blues“ mit dem Modern-Jazz-Thema „Bluesology“ des Vibrafonisten Milt Jackson. Noch spektakulärer fallen „Bop Kick“ und „Go Bongo“ aus. Hier stürzt sich Cole, angefeuert durch Jack Costanzos mitreißendes Bongospiel, in einen Wirbel spannender Motivballungen. Gegen Ende des berauschenden Konzerts kommen auch Nat King Coles Vokalfans mit frischen Interpretationen seiner Hits wie „Sweet Lorraine“ und „Route 66“ voll auf ihre Kosten.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Plug and Pray: Evergreens; Benoît Delbecq (p, e-drumming, keys, tronics), Jozef Dumoulin (fender rhodes, keys, tronics); dStream/l'autre distribution

Der heute 50-jährige Benoît Delbecq hat bereits etliche Duoalben aufgenommen, mit Trommlern oder Klarinettenisten, Bassisten und anderen Pianisten (Andy Milne, Fred Hersch). Manchmal bringt er vier bis fünf Alben pro Jahr heraus, wie Reisetagebücher eines inspirierten Klangforschers, der elektroakustische Musik am präparierten Klavier macht, irgendwo zwischen Cage und Ligeti, aus Free Jazz und Pygmäen-Polyfonie schöpfend.

Sein Duopartner, der 42-jährige Jozef Dumoulin, zaubert aus dem Fender Rhodes-Piano, das heute nicht mehr hergestellt wird (siehe Beitrag in FF 9/2016), ein neues Instrument. Dass Dumoulin wie Delbecq seine Ohren überall hat, zeigt ihre erste Kooperation: Dieses Duo Plug and Pray präsentiert mit „Evergreens“ eine rundum erstaunliche Platte. Die Videos dieses Duos im Internet zeigen, wie die beiden Künstler vorgehen (vimeo.com/channels/delbecq). Delbecq präpariert den Konzertflügel und verfremdet seine Klänge in Echtzeit, während Dumoulin mit ungewöhnlichen Anschlagetechniken und durch diverse Effektgeräte das Fender Piano behandelt.

Der Opener „Cortex Rewired“ lebt von perkussiven, wie von Geisterhand ausgeworfenen Patterns, darüber erzeugt das Duo Klangkombinationen, deren orchestrale Wirkung frappierend ist. In „I Had A Dream About This Place“ fließt die Musik um leise dissonante Zieltöne wie Datenströme im Zeitraffer. Folgen eine „Sonate für einen besseren Frühling“, nebst Dumoulin überraschend à la Mike Ratledge in „Slow Stepper“ und „Saint Denis Appetizer“, einer Ode an seine krisengeschüttelte Wohngegend. Eindrucksvoll steigern sich die beiden in der neunminütigen „Singapore Rhapsody“. Mit „Evergreens“ eröffnen Delbecq und Dumoulin ein neues Kapitel der Klaviermusik zu vier Händen.

Karl Lippegaus